

# Biehener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biehener Anzeiger (General-Anzeiger).



Photogr. aut. H. Noll, Gießen.

## Das Paradies der Erde.

Roman von Uda von Versdorff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Im Abenddunkel ging der Ritt langsam und vorsichtig durch den Forst mit seinen wechselnden Hindernissen und kleinen Gefahren für Reiter und Pferd: niedrigstehende Äste, ein Loch im Wege, eine rasch über den Weg wechselnde Tiergestalt, kaum erkennbar. Dort, wo sich des Waldes Tor ins Freie öffnet, erglänzt der Abendhimmel. Allmählich war es still geworden, auch zwischen uns. Nach dem schönen anstrengenden Tage machte sich wohl die Ermüdung geltend. — Die Dämmerung war noch licht, der Himmel grünblau und klar. Aber drüben im Westen lag eine schwarze Wolkenbank und darauf der rote dunstige Mond. Morgen gibt's schlechtes Wetter, Sturm. — Ich kann nicht sagen, warum mir plötzlich so bekommen war; ich achtete nicht auf Weg und Ross, so daß Apollo einmal beinahe stolperte. Die Gräfin wandte langsam das Gesicht nach mir, sagte aber nichts, und immer schweigend bogen wir in die dunklen Schatten der Eichenallee. . . . Apollo stand — mitten im Wege.

„Was ist?“

„Sehen Sie etwas?“

Wie kommen manche Dinge im Leben — ohne Ankündigung, ohne Anfang, ohne Fortgang und Ende? Einzeln herausgeschnitten aus den Lebenserscheinungen, aus dem Wünschen und Wollen, ohne Zweck und Ziel. Müßten sie sein? Ja, sie mußten.

Kopf an Kopf standen die Pferde. Bügel und Ketten klirrten leise, das straffe Lederzeug knarrte.

Ihr Gesicht war fragend dem meinen zugewendet.

„Bitte — nach den Ställen signalisieren, Herr von Rehn.“

Täuschte ich mich, oder war ihre Stimme wirklich nicht so klar und fest wie sonst? War es nur das von der starken, wohnigen Bewegung wallende Blut, das in meinen Schläfen klopfte und meine Sinne umraufte?

Der Signalpfeiff kam nicht über meine Lippen und die Pferde schritten wieder aus. Wir befanden uns im Schatten der letzten Baumriesen der Allee, die roten Lichter vom Hause her schimmerten zerstreut durch die Zweige und über den dunklen Weg, Stille und Schweigen ringsum.

„So,“ sagte ich, „jetzt will ich Sie erst vom Pferde heben.“

Ich mußte wohl sehr undeutlich gesprochen haben, denn sie fragte zögernd: „Wie sagten Sie?“

Ich sagte gar nichts mehr zu ihr, sprang ab und sagte nur zu Apollo das übliche: „Steh, Bursch!“ dem er gehorcht. An den Fuchs tretend, löste ich unter ihrem Reitrock ihren Fuß aus dem Bügel. Dann legte ich die Arme fest

um ihre herabgleitende Gestalt — so biegsam und zart, ohne sie sofort auf die Füße zu stellen. Traum — Vision? — Ein weicher langer Kuß auf blasse unberührte Mädchenlippen, die sanft entgedrückt — lang . . . lang — unsagbar süßer, vorher nie geahnter Reiz für mich — für dich vielleicht eine seltsame Erinnerung in stillen einsamen Nächten. . . .

„Noch nie?“ hauchte ich fragend, den reinen Duft selbigen Haares an meinem Gesicht.

„Noch nie,“ hauchte es zurück.

Dann standen wir einen Moment stumm voreinander. Ich neigte mich tief, tief über eine schlanke bebende Hand: „Verzeihung!“

„Ich habe nichts zu verzeihen, ich möchte . . . danken für eine goldreine Erinnerung. . . .“ Wie das leise Atmen der Nacht lag eine leichte Hand einen Moment lang auf meinem Haar. „Zu meiden brauchen Sie mich nicht.“

November. Es ist doch etwas Eigenes darum und man vergißt es wohl nie, von einer Frau, sei sie jung oder alt, hübsch oder häßlich, geküßt worden zu sein in dem Gefühl, das man reine Liebe nennt. „Eine goldreine Erinnerung,“ die ich ihr schenkte! Das war ihr mutiges Verständnis. Ich fühle es selbst, daß ich ihr etwas schenkte — und durchaus nicht aus Mitleid! — Und edel und großdeutend wie die Frau war, ist's auch für mich ein Geschenk, diese ernste Erinnerung, die über die letzte Grenze zwischen Jüngling und Mann fortzureißen vermag. Habe Dank, Wanda Wietersberg!

Dezember. Eben war Poncalets Bursche hier mit einem großen Paket Bücher, einem Brief und seinem Terrier. Den soll ich in Pension nehmen. Er schreibt mir, daß er auf vierzehn Tage, vielleicht auch länger Urlaub habe, zunächst nach Hamburg in Familienangelegenheiten. Die Bücher schicke er mir für die langen Winterabende, die im „Paradies Zwieltisch“ — er kannte meinen Ausbruch und dessen Bedeutung — etwas langweilig seien, und er glaube, daß ich für gute, auch ernste Lektüre sehr viel übrig haben würde, wenn mir nur erst mal einer dazu verhilfe. Von selbst läme ein junger Leutnant selten darauf, das bißchen Zeit, was ihm der Dienst ließe, mit Lesen zu verbringen. Ich sei aber recht weit über den jungen Leutnant weg. (Könnte recht haben, seit kurzem!) Es hätte einmal Jean Paul irgendwo gesagt: „Bücher machen keinen Menschen gut oder schlecht. Aber besser und schlechter können sie ihn wohl machen.“ Es waren moderne Romane, die, wie ich wohl wußte, zu den guten gehörten, von denen ich aber noch keinen gelesen hatte. Ueberhaupt hatte ich meist nur sogenannte „Eisenbahlektüre“ gelesen. In Berlin fehlte es absolut an Zeit. Poncalets fürsorgliche Gefälligkeit freut mich aufrichtig, denn ich langweile mich wirklich manchmal hier. Im Kasino draußen nach Tische noch sitzen bleiben und Karten spielen — oder „jeuen“, was ein Unterschied ist, macht mir nur selten Spaß, meinen Mitteln auch nicht. Ich habe kein Glück im Spiel. Ob in der Liebe? Es kommt darauf an, was man unter „Liebe“ versteht!“ — In der muffigen Hinterstube

im „Eldorado“ mit den älteren Kameraden jachsimpeln und Lannegiesern? Ein äußerst sader Zeitvertreib, zu dem man nur der Abwechslung wegen greift. Was soll man den Winter sonst den ganzen lieben Nachmittag machen? Da kann man doch nicht auf den Gängen hocken. Und die Gutsnachbarn heimjuchen ist zu dieser Jahreszeit auch nur ein säkhsaurer Spaß. Interessante Weiblichkeit gibt's nicht, Jagden nicht allzu reich. Ob ich wohl je irgendwo wieder so schöne unergeliche Stunden erleben werde wie in Regenwalde? Dort wohl schwerlich! Sie wird mich nicht wieder einladen, und umgeben darf ich nicht kommen. — Schade! Da kann man weit in der Welt herumjuchen, ehe man wieder so eine Unterhaltung wie mit ihr findet. Ueber alles konnte sie sprechen, und ganz unversehens merkte man, daß man auch nicht dumm war und wenigstens Gedanken hatte, die nur niemand so schön aus einem herausjuchen verstand wie sie. Ach, wie schade, daß sie nicht zwanzig Jahre jünger ist, dann hielte morgen um sie an! Noch immer durchkreuzt sie meine Gedanken, worauf diese sich auch richten mögen, und oft muß ich mir Gewalt antun, um mich zu erinnern, daß ich in Zwieltisch bin und nicht in Regenwalde.

Poncalet hat mich in seiner stillen melancholischen Art ganz in sein Herz geschlossen, seitdem ich ihm das geschriebene Blatt zurückgab, das er tags zuvor bei der Kommandeure verloren hatte. Ich sagte nur, ich hätte es gefunden, aber nicht wo. Er wird's wohl wissen. Ich glaube, er hatte gute Lust, mir sein Vertrauen zu schenken, das möchte ich jedoch in dieser bewussten Sache nicht gern annehmen. Da könnte man in eine verdammte schiese Lage kommen. Mir tut's leid um ihn. Ist wohl nur das langweilige Leben in Zwieltisch schuld, daß solch ein Mann mit seinem vollen, warmen Herzen und seinem ästhetischen Geschmack auf bedenkliche Seitenjprünge kommt. Er hat mehr innerlichen Wert, glaube ich, als die meisten andern hier.

Gräfin Wanda hält viel von ihm, das weiß ich, und das ist fast bestimmend für mein eigenes Urteil über ihn. Unter den Büchern, die er mir schickte, waren auch wissenschaftliche populäre Werke, über Natur, Theologie, Kunst; auch Budles Geschichte der Zivilisation in England und Carlhles „Leben Friedrichs des Großen“. In letzterem hatte ich mich fast stehenden Fußes festgelesen. Wie merkwürdig, daß man erst so alt wie ich werden und nach dem viertausend Einwohner zählenden Nest Zwieltisch kommen muß, um seinen Geist zu erndeden und einzusehen, daß dieser ebensogut Nahrung braucht wie der Körper, den man auch nicht allein von Reufern und Sekt, Zigaretten und Ballettessen ernähren kann, denn — „er hungert nach seinem Brot, dem Wissen, und seinem Wein, der Liebe“. So steht es in einem Buche von Adalbert Stifter, das mir vor Jahren einmal Tanta Valli schenkte, und das ich am gekrigten Sonntagnachmittag zum erstenmal aufmachte, als ich lieber am Kamin in Regenwalde — mit ... und so weiter. Ist doch ein stätisches Vieh, mein Gedankengang, Apollo ist ein sanftes Lamm dagegen. Solch eine kleine Garnison kann dem einen ein Paradies sein, dem andern zur Bildungsanstalt werden. Es kommt ganz auf den Mann an. — Gedichte von Goethe, Viliencron, Hebbel hat mir Poncalet auch mit eingepackt. Aber alles hübsch mit Nasen, auch die Geistesnahrung. Da läme ich mir doch beinahe komisch vor, wenn ich mich mit weltchmerzlichen Geistlichen und einem Band Gedichte abends in meine Sofaede setzte. Wenn Poncalet dies täte, so hat das seine besondere Bewandnis.

Bobby, sein Terrier, begrüßte mich herzlich und schien vollkommen einverstanden zu sein, daß er für eine Weile sein Heim bei mir haben sollte, denn er nahm sofort auf dem Sofa Platz, ringelte sich zusammen und ließ seelenruhig Poncalets Durfschen wieder abziehen. Unterzogene Köter haben eben immer mehr Sympathie für die Leutnants als für die Durfschen.

Ich habe jetzt wieder Dienst. Ersehe den Adjutanten Grafen Poncalet beim Kommandeur. Bei ihr weniger — glaube ich. Nächstens versuche ich's aber mal mit einem Band Gedichte, bloß um ihre wechselvollen Augen zu sehen, wenn ich ihr die allerjünglichsten vorlese. Oh — dumm! Die Sache ist nicht so scherzhaft, fürchte ich. — Dieser unvorhergesehene Urlaub auf unbestimmte Zeit ist mir schleierhaft. Wertwürdig, wenn ich Dienst beim Kommandeur habe, läßt sie sich nicht blicken. Er ist wie immer: ernst und liebenswürdig dabei; mäkelte und nörgelt nicht und ist immer hevaleresel und nachsichtig, wenn bei meinem Schreibdienst nicht alles klappt. Der Basarball findet erst nach

Weihnachten statt. Die Vorbereitungen sind erstweilen unterbrochen.

Dezember. Der Winter ist mild und schneefrei bis jetzt, die Reitwege gut. — Der Oberst fordert mich öfter auf, mit ihm zu reiten. Er ist ein hervorragender Reiter und seine Pferde sind edelsten Blutes. Zu Fuß sieht er kaum wie ein Kürassieroberst aus, dazu ist er nicht groß genug. Ueberhaupt fehlt seiner Erscheinung das Schneidige. Der kurze Vollbart in seinem alten Gesicht und das kurzgeschnitte Haar sind schon stark mit Grau vermischt. Man könnte sich wundern, daß er noch dient, wenn man ihn zu Fuß sieht, aber wir wissen alle, welch ein Reitlegenie und welch ein hervorragender Führer er ist. Und wie versteht er es, ein Offizierkorps zu behandeln! Diese unbestechliche Gerechtigkeit, Billigkeit! Das innerliche Wohlwollen, das er jedem einzelnen entgegenbringt, wirkt so anspornend, daß man wirklich ein ganz ruppiger Kerl sein möchte, wenn man nicht sein Keuferstes tun wollte. Wir unterhalten uns flott und nicht nur vom Jach und vom Weiter und von Pferden Ö neu, er würdigt mich auch, über tiefere und ernstere Dinge zu sprechen, und ich wundere mich manchmal über sein vielseitiges Wissen und Verständnis auf allen möglichen Gebieten und freue mich, daß er mir wirklich viel mehr als eine Durchschnittsbildung zuzutraue. scheint, wie ich sie doch nur habe. Was für einen gütigen und fast väterlichen Blick er manchmal hat, wenn er mich auf irgend eine Bemerkung meinerseits prüfend ansieht! Ja, es sind interessante Ritte und mein Gedankengang vergißt völlig die törichtigen Seitenjprünge in den Regenwalder Weg, wenn wir da vorbeikommen. Es klingt ja paradox, aber der Oberst erinnet mich manchmal in seiner Art zu sprechen und zuzuhören an Gräfin Wanda. — Eingeladen bin ich aber nicht wieder worden. Seine Frau soll nicht wohl sein. — Es ist mit ihrer Lunge nicht ganz in Ordnung, sagt er und fürchtet, daß sie doch noch nach dem Säben müsse, wenn die strengere Kälte wirklich kommt, die für den Januar propheet wird. Ich erschrak fast, als ich es hörte. Dann sind alle beide weg, nämlich sie und Poncalet. — Denn er hat schon Radurlaub bis Weihnachten ... immer in Familienangelegenheiten. Die müssen ja ungläublich verwickelt sein, wenn er damit so endlos zu tun hat.

Dezember. Höchst überraschend! Ich sah am Spätnachmittag da und schrieb gerade das Vorhergegangene in dies Buch, als Meier hereingestürzt kommt, hinter ihm Bobby, der mir fast an die Nase springt vor Aufregung. „Der Herr Oberst!“ meldet mir Meier.

Ich mußte ihn empfangen wie ich ging und stand, in der Viteola und Zivilhofen. — Er hatte eine kleine Dienstsache, sagte er, einen Bericht über einen Einjährigen, der etwas ausgefreissen hatte. Aber die Sache wäre nicht so schlimm und auch nicht eilig, und ich merkte sehr bald den Vorwand. Er wollte nur einmal recht in Ruhe mit mir sprechen und zwar über — Poncalet, den er für meinen Intimus im Regiment hält, was ja die andern auch glauben, weil er öfter mit mir allein verkehrt und mir sogar seinen heißgeliebten Köter anvertraut hat. Uebrigens benahm sich Bobby selbstam. Er kennt doch den Oberst, aber er sprang ihn nicht an, sondern zog sich an mein Knie zurück und sah mich und ihn abwechselnd stumm verwundert an.

Ich schickte Meier mit einem Schreiben in der kleinen Dienstan gelegenheit zu dem betreffenden Wachtmeister, und während ich noch schrieb, stand der Kommandeur am Fenster und sah still in den regnerischen Abend auf die elende Gasse hinaus, wo Korolewskis Schild heiser krächzte und knarrte und der alte Mann eben aus seiner Tür geschlürft kam, um die ausgestellten Herrlichkeiten, Erzeugnisse der spanischmaurischen Töpferkunst, hereinzunehmen und vor Nacht in Sicherheit zu bringen. Ich sah, wie er, vor Devotion fast erstorbend, die Uniform an meinem Fenster grüßte. —

(Fortsetzung folgt.)

## Der Hund.

Skizze von Reinhold Ortmann.

Das erste dörfliche Kasquartier nach wochenlangem Verweilen in der vordersten Frontlinie! Nur wer die winterlichen Freuden des Schützengrabens am eigenen Leibe verspürt hat, weiß, was dies Janerwort für den übermüdeten und erschöpften Soldaten bedeutet. Die drei blutjungen Leutnants, die sich's eben im Wohnzimmer des Lehrerbäuschens bequem gemacht hatten,

wußten es jedenfalls, denn sie hatten den Krieg bislang wahrhaftig nicht von seiner verhänglichen Seite kennen gelernt. Und sie empfanden es wie ein Gewicht des Himmels, daß ihnen gerade dies Quartier befehrt worden war. Das nebenan gelegene Schulhaus war als Feldwaache eingerichtet und im Fall eines Alarms mit zwanzig Schritten erreichbar. Da drüben aber in den lahlen Klassenzimmern war es bei weitem nicht so behaglich wie hier in dem wöhlig durchwärmten Stübchen mit den von der jungen Lehrersfrau mit freundlicher Bereitwilligkeit hergerichteten sauberen Lagerstätten, mit der gemüthlichen Dängelampe über dem Tisch und mit den dampfenden, liebliche Däfte ausströmenden Stühweingläsern unter dieser Lampe.

Die Frau war eine von jenen, glücklicherweise keineswegs allzu seltenen Französinen, die den durch den Verlauf des Krieges geschaffenen Verhältnissen in vernünftiger Weise Rechnung zu tragen und obendrein recht gute Miene zum bösen Spiel zu machen wissen. Sie betrachtete die deutschen Eindringlinge nicht als Mörder mordende Barbaren und fürchtete sich vor ihnen darum nicht im geringsten. In keinem Randquartier hätten die drei Leutnants besser aufgehoben sein können, als unter ihrer hausmütterlichen Obhut. Sie hatte nicht nur nach besten Kräften für das leibliche Wohl der umgebenen Gäste georgt, sondern sie ließ sich jetzt sogar herbei, ihnen auf ein halbes Stündchen Gesellschaft zu leisten und sie nach der deutschen Stadt auszufragen, in der nach einer vor kurzem eingetrossenen Nachricht ihr ins Feld gezogener Mann heil und unversehrt als Kriegsgefangener weilt. Das Gepolter war im besten Zuge, als die Thür der Stube aufging und als sich eine höchst sonderbare, nicht eben anmutig wirkende Gestalt über die Schwelle schob. Es war ein Keiner, höchlich verwachsener Mann von ansehnlichem Aussehen und mit einem Gesicht, das ebensowohl das eines Sechzigjährigen wie das eines Achtzigers sein konnte. Ohne ein Wort zu sprechen und nach einem einzigen schiefen Seitenblick auf die deutschen Offiziere humpelte er an der Wand entlang und ließ sich auf die Dienbank fallen.

„Gute abend dürfen Sie sich hier nicht aufhalten, Vater Thibaut,“ wandte sich ihm die junge Lehrersfrau freundlich zu. „Das Zimmer gehört für diese Nacht den Herren Deutschen.“  
 „Nun, es wird doch wohl noch erlaubt sein, sich zu wärmen,“ knurrte der Alte. „Nachher gehe ich schon in meine Kammer zu dem armen Boncoeur, den mir die Deutschen zuzubanden geschossen haben, weil er das letzte war, was mir noch genommen werden konnte.“

Die Frau schien gewillt, ihre Aufforderung zu wiederholen; aber einer der Offiziere legte sich ins Mittel und erklärte, daß der alte Mann immerhin dableiben könne, bis er sich gründlich durchwärmte habe. Die kleine Wohlthat könne man einem gebrechlichen Greise unmöglich verweigern.

„Ja, er ist in der letzten Zeit sehr gebrechlich geworden, der gute Vater Thibaut,“ stimmte die Lehrersfrau zu, und mit gedämpfter Stimme ergänzte sie: „Auch mit seinem Verstande ist es nicht mehr ganz richtig. Er redet überhaupt nur noch von seinem angeschossenen Hund.“

„Gehört er zu Ihrer Familie?“  
 „Ja. Er ist ein entfernter Verwandter meines Mannes, und wir haben ihn zu uns genommen, als er ganz arbeitsunfähig wurde. Denn er hat sonst niemanden auf der weiten Welt.“

Das Ohr des Alten mußte doch seiner sein, als sie angenommen hatte, denn er hob den Kopf und mißte sich mit seiner schwachen, heiseren Stimme ein:

„Nein — niemanden. Und warum nicht? Weil mir die Deutschen im Unglücksjahr 1870 meine drei Brüder erschossen haben. An einem Tage, meine Herren Offiziere, an einem Tage! Es hätte ihnen genug sein können — nicht wahr? Aber sie sind unerfättlich. Sie mußten mir jetzt auch noch meinen Boncoeur zuzubanden schießen — das letzte, was ich hatte. Gott wird sie richten.“

„Aber, Vater Thibaut,“ beruhigte die junge Frau. „Es ist doch noch gar nicht gewiß, ob es gerade eine deutsche Kugel war, die der arme Hund erwischt hat. Er kam mit einer zerflossenen Pfote nach Hause gehinkt, das ist alles, was wir wissen.“

Es war schwer zu entscheiden, ob der böse, baherfallte Wid, den der Alte zum Tische hinüberwarf, der Sprechenden gelten sollte oder den drei Landesfeinden. Aber seine Erwiderung war nur ein unverständliches Brummen.

Mitleidig bot ihm einer der Offiziere den Rest in seinem halbgeleerten Glase.

„Trinken Sie, Vater Thibaut,“ sagte er freundlich. „Auch die innerliche Erwärmung wird Ihnen gut tun.“

Der Angeredete richtete sich auf und griff nach dem Glase; aber nur, um es im nächsten Augenblick mitsamt seinem Inhalt so wichtig auf die Badsteine des Fußbodens zu schleudern, daß nach allen Richtungen hin die Scherben sprangen. Dann humpelte er hastig zur Thür, als wolle er sich vor einer gefährdeten Gewalttat retten. Und erst, da er gewahrte, daß die Offiziere ruhig sitzen blieben, stand er noch einmal still.

Verflucht soll der Trunk sein, den ich aus euren Händen nehme,“ freischte er. „Meine drei Brüder — gut, sie ruhen in Frieden. Aber mein armer Boncoeur, der sich drüben in seinen Schmerzen krümmt —! Fluch über seine Mörder — Fluch — Fluch — Fluch!“

Knirschend zog hinter ihm die Thür ins Schloß. Die drei Offiziere lösten sich kopfschüttelnd an. Und als sich nach einer kleinen Weile die durch das Benutzen des Alten in sichtlich Verlegenheit versetzte Lehrersfrau verabschiedet hatte, meinte der eine: „Diesen verächtlichen Greis sollte man lieber zu seiner eigenen Sicherheit einsperren. Wenn ihm zufällig eine Platte in die Hand fielle, wäre er imstande, das ganze Dorf durch irgend eine Dummheit ins Unglück zu bringen.“

Aber die beiden anderen lachten ihn aus, weil ihnen der kleine Verwachsene mit seiner pathetischen Verfluchung mehr komisch als gemeinverständlich vorgekommen war. Und dann streckten sie sich alle drei mit Seufzern innigsten Behagens auf die lang entbehrten, himmlisch bequemen Lagerstätten. Der Warner entschlummerte zuerst, und sein Bettnachbar folgte ihm schon nach wenigen Minuten ins holde Reich der Träume. Der dritte aber konnte trotz aller bleiernn Müdigkeit den erquickenden Schlaf nicht finden. Erst waren es allerlei Drematgedanken, die ihn wach erhielten, und dann war es das wahrhaft nervenzerrückende Gewinsel eines Hundes, der sich irgendwo in unmittelbarer Nähe befinden mußte. Das Tier litt offenbar große Schmerzen, denn es hörte nicht auf zu klagen, und der Leutnant zweifelte nicht, daß Vater Thibauts angeschossener Boncoeur der Urheber der jämmerlichen Töne sei. Eine Viertelstunde — und noch eine hielt er es standhaft aus; dann war es mit der Widerstandskraft seiner ohnehin etwas ermüdeten Nerven zu Ende.

„Ich werde der armen Kreatur zum Wohltäter werden, indem ich ihr den Gnadenschuß gebe,“ dachte er. „Ihr ist die Erlösung nicht weniger zu gönnen als mir der Schlaf, den ich mir wahrhaftig schwer genug verdient habe.“

Er stand auf, griff nach der neben ihm liegenden Kauservinole und verließ das Zimmer, um den unerträglich gewordenen Pfeiflauten nachzugehen. Auf den schmalen Hausgang mündeten etliche Türen. Eine von ihnen war um Fingerbreite geöffnet, und durch den Spalt fiel ein schmaler Lichtschimmer. Am nicht etwa in das Schlafgemach der Lehrersfrau zu geraten, blieb der Leutnant stehen und fragte:

„Sind Sie da drinnen, Vater Thibaut? Und ist es Ihr Hund, der so elend heilt?“

Er wartete. Aber es kam keine Antwort. Auch die Klogeöne waren plötzlich verstummt, während ein anderes Geräusch, wie das Klappern einer Tür oder eines Fensters, vernehmlich wurde. Der Leutnant zauderte und war schon halb entschlossen, wieder umzukehren, als das Gewinsel von neuem einsetzte, diesmal noch beweglicher als zuvor. Jetzt war kein Zweifel mehr, daß es in dem Raume hinter der angelehnten Tür seinen Ursprung hatte, und nun besann sich der Offizier nicht mehr, diese Tür vollends zu öffnen.

Wenn die winzige, von einer flackernden Kerze matt erhellte Kammer wirklich Vater Thibauts Wohnstube war, so stellte sie der Wildtätigkeit der Lehrersgattin nicht eben das glänzendste Zeugnis aus. Denn es war eigentlich nichts weiter darin als ein armseliges Bett. In den gewürfelten Kissen dieses Bettes aber lag nicht Vater Thibaut, sondern ein mittelgroßer, struppiger Hund, der sich unablässig bewährte, winselnd an dem schmuzigen Lappen zu zerrn, mit dem seine rechte Vorderpfote umwickelt war. Sonst war kein lebendes Wesen zu erblicken. Hatte Vater Thibaut bis jetzt seinem vierbeinigen Liebling Gesellschaft geleistet, so mußte er auf die Frage des Offiziers hin durch die ins Freie führende Tür oder durch das niedrige Fenster die Flucht ergriffen haben.

Mit der Pistole in der Hand trat der Leutnant an das Bett. Da hob der Hund den Kopf und sah ihn aus großen braunen Augen an — so angstvoll stehend und zugleich so demütig vertrauensvoll, daß der junge Offizier die Waffe weglegte und sich niederbeugte, um den primitiven Verband zu lösen und die Wunde des Schmerzgepeinigten Tieres zu besichtigen. —

Draußen vor dem niedrigen Fenster aber stand zu eben dieser Zeit ein kleiner, verwachsener Mann, ein Jagdgewehr schußfertig im Anschlag und die halbglühenden Augen ebenso wie die Mündung der Waffe auf den Offizier da drinnen gerichtet, dessen Bewegungen er mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte. Sein weller, löcheriger Finger lag am Abzug, und sein zahnloser Mund war schief gezogen im Uebermaß der Erregung.

Vater Thibaut hatte durch den Türspalt gespäht, als er den Schritt des Offiziers auf dem Gange vernommen; er hatte die Pistole in seiner Hand gesehen und war sogleich überzeugt gewesen, daß es auf das Leben seines armen Boncoeur abgesehen sei. Da hatte er die unter den Kissen seiner Lagerstätte versteckte, mit gehadtem Blei geladene alte Jagdpfote heransgerissen und hatte sich durch die zweite Tür der Kammer ins Freie hinaus geflüchtet. Was er nimmer getan hätte, um seine in der Maienblüte ihres Lebens gefallenen Brüder zu rächen — für seinen alten, struppigen Hund würde er es unbedenklich thun. Leben um Leben!

Aber was er erwartet hatte, ereignete sich nicht. Und was sich ereignete, dünkte ihn ein schier unfassbares Wunder. Denn er sah, daß der junge Deutsche ein Bündchen aus seiner Tasche zog und daß er die verletzte Pfote des Hundes so sorgfältig und so regelrecht verband, wie seine alten, zitternden Finger es nimmermehr vermocht hätten. Da wurde es dem mordbereiten Alten dunkel vor den Augen, und mit einem eisernen Aufschrei schleuderte er plötzlich die Pfote weit von sich hinweg. — Als seine Gnomengestalt in der Tür der Kammer erschien, fuhr die Hand des Leutnants

mit raschem Griff nach der Pistole; aber mit einem Lächeln zog er sie wieder zurück, als er den Alten erkannte.

„Nun, Vater Thibaut,“ sagte er in seinem etwas stoffenden, doch immerhin gut verständlichen Französisch, „ich meine, diesmal wird Ihnen das kostbare Leben Ihres Boncoeur noch erhalten bleiben. Aber das Herumstreifen im Schützenfeuer müssen Sie ihm freilich abgewöhnen, wenn er es zu hohen Tagen bringen soll.“

Es währte noch eine gute Weile, bis der junge Offizier sich hatte losmachen und in die Wohnstube zurückkehren können. Zwei Minuten später aber schlief er ebenso fest und traumlos wie seine beiden Kameraden.

„Der Alte, der Ihnen mit Ihrem Glühwein so unfreundlich Bescheid getan hat, lieber Kaden, ist wirklich übergeschnappt,“ sagte er am nächsten Morgen. „Weil ich seinem winselnden Kötter gestern abend noch die Brote verbunden habe, hat er sich vor mir auf die Knie geworfen wie vor einem vom Himmel herabgestiegenen Engel und hat selber gehaut wie ein Schloßhund. — Hoffnungslose Verrücktheit, aber glücklicherweise von der harmlosen Sorte.“

## Vermischtes.

**\* Krieg und Geschäft.** Der Krieg, der so viele Menschen brotlos macht, gibt anderen wieder viel zu verdienen, und dabei sind es nicht nur die Industrien, die von vornherein auf den Krieg gestellt sind, sondern auch Firmen, die bisher dem Bedürfnis des Friedens dienten, wissen sich den neuen Forderungen geschickt anzupassen. Ganz merkwürdige neue Erwerbszweige entstehen und das ganze Erwerbsleben zeigt ein anderes Bild, von dem Dr. Ernst Frank in einem Aufsatz der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Meber Land und Meer“ erzählt. Eine große Elektrizitätsfirma z. B., die in ihrem Auslandsverkehr bedeutende Umsätze hat, bringt manches wieder ein, indem sie Millionen von Metallknöpfen für die Heeresverwaltung herstellt; andere Firmen liefern Hunderttausende von Helmspitzen oder eine Million Brotbeutel oder 60 000 vorchristsmäßige Infanterie-Verbindungen usw. An den glänzenden Geschäften, die die Konservenfabriken machen, nimmt die Weißblechindustrie ihren Anteil, denn für die Konservendosen sind gewaltige Mengen Weißblech nötig, und die englische Ausfuhr an Weißblech fällt gegenwärtig weg. Selbst Industrien, die durch den Krieg naturgemäß sehr leiden, wie die Modebranche, erhalten doch auch dadurch einen Vorteil, indem sie nicht mehr auf den Bezug teurer ausländischer Waren angewiesen sind. Freilich nützt es dem Damenhutgeschäft nicht viel, daß es keine teuren Pariser Modelle mehr zu beziehen braucht, wenn die Kundin überhaupt keinen neuen Hut kauft, sondern den vorjährigen zum Umarbeiten bringt. Die Verwundetenpflege gibt vielen Industriezweigen, besonders den chemischen Fabriken, sowie allen Pflanzern, die Krankenpflegeartikel, Verbandstoffe und dergleichen erzeugen, sehr reichlich zu tun. Ein Industriezweig, der während des Krieges und nach ihm — leider — auf großen Umsatz rechnen darf, ist die Fabrikation künstlicher Glieder, die ja bei der hohen Vervollkommnung dieser Artikel zahlreichen Schwerverwundeten den Wiedereintritt in die bürgerliche Existenz erleichtern. Der Baum der Industrie treibt im Kriege aber auch sehr viele Nebenschöpflinge, die zum Teil recht wunderbar ausfallen. Gute Geschäfte machen die Fabrikanten von „Kriegsschlagern“, im Superlativ „Bombenkriegsschlagern“, die etwa mit der Devise angepriesen werden: „Dieser Artikel wurde uns von allen, die ihn zu Gesicht bekamen, geradezu aus der Hand gerissen.“ Es handelt sich dabei um allerlei kleine Dauiser- und Massenartikel, die auf den Krieg Bezug haben, Ansichtskarten, Anstecknadeln, Hindenburg-Büsten, Kriegsspielzeug und dergleichen.

— Gefälschte deutsche Kriegsgreuel im Film. Daß sich unsere Gegner, namentlich die Engländer, in ihren Kinos-theatern an dem eigenartigen Genuße erfreuen, Kriegsgreuel der Deutschen, versteht sich: erfindene, gefälschte, zu bewundern, läßt sich denken; allein, auch in Ländern, die neutral sind, werden solche „deutschen Kriegsgreuel“ im Film gezeigt. Ein besonders krasser Fall der Art hat jüngst in den Vereinigten Staaten bedeutendes Aufsehen erregt. Er führte nach einer Mitteilung des Amsterdamer „Allgemeinen Handelsblat“ zu einem Prozesse, und dem Filmschleifer wurde mittels einer kräftigen Strafe das Handwerk gelegt. Nur was für Kriegsgreuel es sich dabei handelt, teilt der Bericht des holländischen Blattes nicht mit. Es genügt auch, wenn man erfährt, daß die furchtbaren Kriegsgreuel der Deutschen, die auf den europäischen Schlachtfeldern aufgenommen sein sollten, so hergestellt waren, daß der Kinomann sich mit einer Truppe Kinoschauspieler nach New Jersey und die ganze Geschichte dort münzte. Den Amerikanern, die das erfahren hatten, wurde die Geschichte denn aber doch zu bunt; es fanden sich eine paar Kinogäste, die die Weibchen an die große Glocke hängten, und so kam die Angelegenheit vor Gericht. Der Filmschleifer wurde zu einer erheblichen Geldstrafe verurteilt. Er wollte sich mit dem Urteile jedoch nicht begeben, rief die nächst höhere Instanz an und wurde — es gibt noch Richter in Amerika — zu einer noch höheren Geldstrafe verurteilt, ganz abgesehen davon, daß seine gefälschten Greuel-

filme eingezogen wurden. In der Urteilsbegründung hieß es, daß das Zeigen erfindener Kriegsgreuel als unvereinbar mit der „public policy“ anzusehen sei. Ob es zugleich staatsgefährlich oder eine Neutralitätsverletzung sei, darüber äußerte sich das Urteil nicht.

**\* Synthetische Lacke.** Je mehr das feindliche Ausland bestrebt ist, unsere Zufuhr zu unterbinden, desto reger zeigt sich der deutsche Erfindergeist. So berichtet die Elektrochemische Zeitschrift über die Erfindung eines synthetischen Lackes, bei dem die aus den Kolonien kommenden Harze und Öle entbehrlich sind. Das hierzu verwendete Harz ist ein synthetisches Kunstprodukt, das aus Karbolsäure und Formaldehyd gewonnen wird, indem man beide in geschlossenen Gefäße eine Stunde lang erhitzt. Die so erhaltene Masse ergibt, wenn sie abgekühlt wird, ein Harz, das bei achtzig bis hundert Grad Celsius schmilzt, spröde und in gewöhnlichen Lösungsmitteln leicht löslich ist. Mischung man 20 Teile davon mit 70 Teilen Alkohol und 10 Teilen Ammoniak, so entsteht ein Lack, der, wenn er einem Erhitzungsprozesse von 200 Grad Celsius unterworfen wird, durch Säuren und Ammoniak keine Zersetzung erleidet und sich auch in starken Alkalien nur sehr langsam auflöst. Gegenstände, die mit diesem Lack überzogen, getrocknet und eine Stunde lang erhitzt worden sind, widerstehen selbst zerlegenden Dämpfen, weshalb dieser synthetische Lack für medizinische und chemische Laboratorien besondere Bedeutung besitzt. Damit überzogene Instrumente aus Messing, Kupfer oder Silber behalten lange ihren Glanz, denn der Lack schützt gegen die Witterungseinflüsse, gegen Alkohol, Seifenwasser, Ammoniak, Essig und andere lösende Mittel.

## Büchertisch.

— Lieb' Vaterland magst ruhig sein! Ein Kriegsbilderbuch mit Anstellversen von Arpad Schmidhammer. Verlag von Jos. Scholz in Mainz. — Der bekannte Künstler der Münchener „Jugend“ schenkt hiermit unseren Jungen ein herzerfreuetendes Büchlein, das mit kurzen, treffenden Verschen und farbigen Bildern die Geschichte von Mäh (Deutschland) und Seppel (Österreich) erzählt, wie sie von fünf bösen Völkern angegriffen werden und diese verbannen. Bilder und Verse spiegeln einen kindlichen, harmlos fröhlichen Humor, dem Gedankengang unserer Jünglinge angepaßt.

— Nachrichten über die deutsche und österreichische Kriegsslotte vom Reichsmarineamt wieder gestattet. Wohl noch nie seit Bestehen des Deutschen Reiches war in den letzten Monaten eine so starke Nachfrage nach Büchern über unsere Kriegsslotte und gerade jetzt mußte jeder Flottenfreund seine Buchhandlung mit dem Bescheid verlassen: „vorerst sind Bücher mit Angaben über unsere Flotte verboten.“ Ende Dezember wurde vom Marineamt die Erlaubnis erteilt, daß auch die Flotten des Deutschen Reiches und von Österreich wieder in Bild und Wort zur Darstellung gebracht werden dürfen. Dente läßt Kapitänleutnant Weyer, der als erste Autorität auf dem Gebiet des Flottenwesens gilt, als zweiten Teil seines in der ganzen Welt verbreiteten „Taschenbuchs der Kriegsslotten“, das in diesem Jahr bisher nur die fremden Kriegsslotten enthielt (München, F. F. Lehmanns Verlag, 4,50 Mk.), nunmehr „Die deutsche und österreichische Kriegsslotte“ erscheinen. Das Büchlein enthält die genauen Schiffslisten mit Angaben der Gefechtsstärke aller deutschen und österreichischen Schiffe; Wasserverdrängung, Schnelligkeit, Geschwindigkeit, Torpedos, Panzerung, Dampfmaschine, Länge und Breite, Besatzung, Bewerter usw. sind bei jedem Schiff genau verzeichnet. Zudem ist jede Schiffsart durch Photographie, Grundriß, Aufriß und Schattenriß zur Darstellung gebracht.

## Stat-Aufgabe.

Vorband läßt sich bis Null ouvert zeigen, weshalb Mittelhand, die anfangs nur Solo spielen wollte, Grand ansagt auf folgende Karten:



Sie verküsst das Spiel, obgleich die übrigen Wenzel verteilten. Was für Karten besaßen die Gegner und wie war der Gang des Spieles?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:  
F a c e l, D a c e l.